

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 52=72 (1906)

Heft: 13

Artikel: Das Infanteriegefecht im russisch-japanischen Kriege : Betrachtungen
und persönliche Erinnerungen eines russischen
Kompagniekommandanten

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-98277>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sollte. *) Dieser Beweglichkeit und Selbständigkeit erlag das altpreussische Heer auf den Feldern von Jena und Auerstedt.

Im weiteren Verlauf seiner Rede weist dann General von der Goltz nach, dass in den Offizieren, die sich bei Auerstedt und Jena so wenig der Lage gewachsen gezeigt hatten, doch noch das Fundament kriegerischer Tüchtigkeit: Tapferkeit und Pflichttreue vorhanden war. Nicht bloss bewiesen sie das durch ruhmvollen Tod auf den sonst unrühmlichen Schlachtfeldern. Es bedurfte nur anderer Auffassung im Betrieb des Wehrwesens, damit die gleichen Offiziere, die bei Jena und Auerstedt hilf- und ratlos das Schicksal über sich hereinbrechen liessen, in den Freiheitskriegen durch Tatenlust und Selbständigkeit die Siege herbeiführten. **)

Die hochbedeutsame Rede schloss mit nachstehenden Worten:

Wir leben heute in einer ganz anders gearteten Zeit, wie es die von 1806 war.

*) Anmerkung der Redaktion. So hoch wir auch die Autorität des General von der Goltz stellen, so können wir doch in dem einen Punkt nicht mit ihm übereinstimmen, dass durch den grossen korsischen Eroberer jenes Wesen der französischen Führer und Heere, auf dem ihre Überlegenheit beruhte, zur höchsten Vollkommenheit gebracht worden sei. Im Gegenteil, wir möchten der Ansicht sein, dass es von einem Übermenschen dieser Grösse gar nicht entwickelt werden konnte, sondern unter ihm zu Grunde gehen musste. Tatsächlich war das ja auch der Fall, Napoleon duldet keine Selbständigkeit und Initiative unter sich, so sehr er auch später über deren Mangel bei seinen fettgewordenen Marschällen klagte. Kein General von Bedeutung ist in seiner Schule emporgewachsen, alle bedeutenden Generale waren da aus der Zeit, wo er, der nur Werkzeuge haben wollte, noch nicht an der Spitze stand. Die Initiative und Tatenlust der Führer und damit die Beweglichkeit der Kriegsführung und das Unvorbereitete und Ungestüme der Gefechtsführung, welche auch noch in den Schlachten der napoleonischen Zeit zum Sieg führte, das war da aus den Heeren der Revolutionszeit, die wie mit vielem anderen, so auch mit der schwerfälligen Methodik in der Kriegsführung aufgeräumt hatte. Gerade so wie mit dem Herrscher Napoleon vieles wieder zurückkehrte, das die Revolution überwunden, gerade so musste auch das Wesen der Generale und Führer der Revolutionsheere in die Bahnen der alten Zeit zurückgleiten. Tradition und Gewohnheit sorgten bei den immer im Feld stehenden Heeren dafür, dass das nur langsam geschah und im übrigen wurde das, was das Heer durch das Verschwinden von Tatenlust und Selbständigkeit der Führer einbüsste, aufgewogen durch das Bewusstsein Aller, der grossen siegreichen französischen Armee anzugehören und einen Napoleon als Feldherrn zu haben!

**) Anmerkung der Redaktion. Wir möchten hier hinzufügen, dass der Geist, welcher die Reformation des preussischen Heerwesens nach 1806 herbeiführte, nicht bloss den von früher vorhandenen Offizieren Tatenlust und Selbständigkeit gab, sondern so nachhaltig wirkte, dass 1866, nach 50 Jahren Frieden mit Revuetaktik, die Taktik von Heute geboren werden konnte.

Unser Streben geht auf Entwicklung der Individualitäten hinaus. Nicht nur den Offizier, sondern auch den einfachen Soldaten in Reih und Glied wollen wir zum denkenden, selbständigen Kämpfer erziehen, damit er in sich selbst den vollen kriegerischen Manneswert entwickle. Nur damit besteht man die heutigen Schlachten als Sieger. Und dennoch können wir von der alten Zeit, von dem Beispiel der gefallenen Helden von Jena und Auerstedt lernen. Die Grundlage der neuen Soldatenerziehung bleiben die alten preussischen Tugenden: „Treue, Gehorsam und Tapferkeit“ — sie überdauern auch das Unglück. Hüten und pflegen Sie diese Tugenden in sich selbst und in Ihrer Einwirkung auf unsere Soldaten!

Das Infanteriegefecht im russisch-japanischen Kriege.

Beobachtungen und persönliche Erinnerungen eines russischen Kompagniekommandanten.

Unter diesem Titel bringt die Januarnummer der „Revue militaire des armées étrangères“, welche Zeitschrift die offizielle französische Generalstabspublikation darstellt, also jedenfalls nichts aufnehmen wird, das nicht genau auf seinen wahren Wert geprüft worden ist, einen überaus interessanten Aufsatz. Der Verfasser, Hauptmann Solowieff, führte eine Kompagnie im 34. ostsibirischen Schützenregiment (der 9. Division, im 1. sibirischen Armeekorps) und hielt dann vor kurzem in der Petersburger Vereinigung der Militärfreunde einen mit grossem Beifall aufgenommenen Vortrag, aus dem der erwähnte Aufsatz entstanden ist. Es soll nun im folgenden eine kurze Übersicht über die auch für uns lehrreichen Ausführungen gegeben werden, trotzdem die Tendenz nicht ganz für unsere Verhältnisse passt, denn Solowieff steht ganz auf dem Boden des vergötterten Suworoff und dessen Theorie, dass die Kugel eine Törin, das Bajonett aber ein ganzer Mann sei, oder vielleicht eher auf dem Standpunkt des Hotze'schen Ausspruches: Das Feuer muss dem Bajonett den Weg bahnen! Es ist geradezu rührend, mit welchem Feuereifer der tapfere Kamerad diese Lehre verfiicht und sie immer und immer wieder hervorholt. Natürlich wird in den folgenden Zeilen dieser Lobgesang der Allmacht des blanken Eisens nicht wiederholt werden; dafür werde ich einige Abschnitte, die mir besonders wertvoll zu sein scheinen, wörtlich wiedergeben.

Zunächst erzählt Solowieff von der Schwierigkeit des Anmarsches im feindlichen Feuer und der grossen Gewandtheit der japanischen Artillerie, sich einzuschiessen, weil die Offiziere das Schlachtfeld beständig scharf beobachteten und ihnen sozusagen nichts entging. Er empfiehlt das Vorgehen der Infanterie in

Form der indianischen Einerreihe (file indienne) mit 10 Schritt Abstand von Mann zu Mann. „Die Leute laufen, so schnell sie können, wenn nötig gebückt und nützen jede, auch die seichteste Geländefalte aus. Am besten ist es, wenn ein das Vorgehen genau kennender Mann an der Spitze marschiert.“ Besonders gefährlich war der Infanterie das Schrapnellfeuer, dessen Garben sie sich selten vollständig zu entziehen vermochte. Die Schimosegranaten hatten allerdings eine gewaltige moralische, aber beinahe keine effektive Wirkung.

Schon von 2000 m an fing das Infanteriefeuer in offenem Gelände an fühlbar zu werden, sodass es oft bereits auf diese Entfernung zur Entwicklung der Einheiten kam. „Stets entwickelte man die ganze Kompagnie. Unterstützungen haben keinen Zweck; sie erleiden immer Verluste, kommen jedoch, wenn man sie braucht, nicht schnell genug zum Schuss und die Schützenlinie schmilzt ohnehin sehr rasch zusammen und verliert mithin an Gefechtskraft. Oft genug entwickelten sich ganze Bataillone, ohne Reserven zurückzuhalten. Das Vorgehen der Linie erfolgte ausnahmslos im schnellsten Laufschrift. Hinter Deckungen und in welligem Gelände rückte sie als Ganzes, im offenen Terrain in der indianischen Einerreihe vor.“ Der Wert der Deckungen wird übrigens häufig stark überschätzt, die vielen Prellschüsse und die Rasanz der Flugbahn strafen die meisten Vorkehren Lügen. „Ist die Stellung des Gegners eine überhöhende, so fegen die Geschosse derart über den ganzen Hang hinweg, dass das beste Mittel, sich zu decken, darin besteht, zu laufen, was aus den Beinen herausmag und sich dann hinzulegen. Je mehr man sich einem Höhenkamm nähert, umsomehr muss man sich bücken, ja meistens wird man gezwungen sein, zu kriechen.“

Die Reserven waren oft genötigt, in die zerstreute Ordnung überzugehen.

Besonders bemerkenswert sind die Kapitel über die Feuerdisziplin und den Munitionsverbrauch.

„Einer der wichtigsten Faktoren für die Erringung der Feuerüberlegenheit, auf die schliesslich doch sehr viel ankommt (!), ist die rasche Bestimmung der richtigen Entfernung bis zum Feind (ich würde lieber sagen: die richtige Visierwahl). Im Kampfe ist das oft genug eine sehr schwierige Aufgabe.“ Die Entfernungsmesser, Telemeter und Feldstecher mit Teilung, haben, wie vorausszusehen war, vollständig versagt. „Das Einschiessen mit Salven gibt sehr gute Ergebnisse, aber die Verhältnisse liegen selten so, dass man die Methode anwenden kann. Das einzige empfehlenswerte Mittel besteht im

Schätzen von Auge und es ist deshalb überaus wichtig, das Sehorgan in Friedenszeiten beständig zu üben und jede Gelegenheit zu benützen, um diese Kunst weiter zu entwickeln.

Die Feuerleitung im Gefecht ist eine sehr schwierige Funktion geworden. Die Leute haben eine kaum zu zügelnde Neigung, das Feuer, sowie sie sich hinlegen, zu eröffnen, ohne den Befehl hiezu abzuwarten, ohne auf die Zielbezeichnung zu hören, die Visiere zu stellen. Diese Eile wird verursacht durch das Bestreben, das Gefühl der Gefahr durch erhöhte Tätigkeit einzudämmen. . . . Es ist einfach unmöglich, das Feuer zu leiten, wenn die Soldaten nicht sorgfältig erzogen worden sind. Der Gefechtslärm, die platzenden feindlichen Geschosse, die eigene Artillerie verursachen ein sinnbetäubendes Getöse, so dass man das eigene Wort nicht hört.“ Die langen Schützenlinien erschweren das Weitergeben der Befehle ausserordentlich, ja nicht einmal die Gruppenführer können sich mehr verständlich machen. Auf die Salve muss demnach unbedingt verzichtet werden.

„Nur Pfeifensignale dringen, wenn sie von allen Unteroffizieren wiederholt werden, durch; aber die Leute müssen daran gewöhnt sein, der Pfeife zu gehorchen.“*) Mit Strenge und gutem Willen erreicht man in dieser Beziehung viel; man bringt es sogar dazu, das Feuer selbst in den hitzigsten Gefechtsmomenten in der ganzen Kompagnieschützenlinie zu stopfen.

Die Schwierigkeit der Feuerleitung steigt proportional mit der Heftigkeit des feindlichen Feuers und der Nähe des Feindes, besonders in der Verteidigung. Die Leute werden immer unruhiger, die Nervenspannung nimmt zu, die Gefahr scheint genähert und vergrössert. In solchen Augenblicken muss der Führer alles aufbieten, um seine Leute in der Hand zu behalten und darüber wachen, dass das Feuer nicht in eine plan- und ziellose Knallerei ausartet. Das ist stets ein Zeichen, dass die Truppe dem Führer entglitten ist.

Das grösste Hindernis für eine gute Feuerleitung ist die Nervosität, die sich bei den Truppen einzustellen pflegt, die noch kriegs- ungewohnt sind. Nur eine gründliche Ausbildung im Frieden und eine straffe Feuerzucht stellen auch im Kampfe die Handhabung der Ordnung sicher und verleihen dem Feuer den notwendigen Erfolg.

Mängel in der Schulung rächen sich im Kampfe bitter. Wir waren, um ihnen entgegenzutreten, gezwungen, im Biwak Übungen in der zerstreuten Ordnung vorzunehmen (!) . . . Aber der Mangel an Zeit zwingt oft genug dazu, sich

*) Vergl. Schiessvorschrift für die schweizerische Infanterie. 1905. Ziff. 437.

mit den harten Lektionen zu begnügen, die der Feind uns mit seinem Feuer erteilt!

Langsames Feuer kann gar nie angewendet werden, ausser wenn die besten Schützen auf einzelne Leute schiessen.“

Die durch das Infanteriefeuer verursachten Verluste waren sogar in diesem Kriege, wo doch Artillerie und blanke Waffe eine solch wichtige Rolle spielten, enorm und betragen 85 % aller blutigen Verletzungen.

„Der Munitionsverbrauch war ein so gewaltiger, dass man gezwungen war, bei den sibirischen Truppen alle zweiräderigen Patronenwagen des Regiments vorzunehmen und sie dem Gefechtstrain einzugliedern — ein Teil der Fuhrwerke, von denen jede Kompanie eines hat, bleibt reglementsgemäss beim Train, um den Nachschub nach dem Gefecht sicherzustellen — eine Massregel, die gerechtfertigt erscheint, wenn man sah, wie unheimlich rasch die Patronenvorräte im Gefecht zusammenschmolzen. Kaum hatte man einige Patronenkisten in die Schützenlinie vorgebracht, so waren sie schon leer. Unser Regiment hat allein in den Kämpfen um Liaojang bei einer Effektivstärke von 1900 Mann 1,200,000 Patronen verbraucht. Das Schnellfeuer dauerte oft minutenlang an, dergestalt, dass die Holzteile der Gewehre verkohlten; die Hitze brachte die Bajonette zum Verbiegen.

Es war unmöglich, sich vor dem Kriege eine Vorstellung von den unerhörten Proportionen zu machen, die das Infanteriefeuer angenommen hat. Natürlich beeinträchtigt ein solches Geknalle den Wert des Feuers ganz bedeutend, viele Geschosse fliegen ungezielt ins Blaue und man fragt sich unwillkürlich, ob es nicht besser wäre, langsamer zu feuern und besser zu zielen.“ Daran zweifelt wohl niemand, aber die Frage ist die, ob das nach den vorangegangenen Darlegungen möglich sein wird!

„Tatsache ist, dass die Feuereröffnung auf den grossen Entfernungen und die Verhältnisse des gegenwärtigen Kampfes, wo der Feind meist vollständig unsichtbar bleibt, dazu zwingen, den Erfolg durch eine grosse Masse von Geschossen zu erringen zu suchen und eine bestimmte Fläche mit Blei zudecken. So muss die Bleimasse den Fehler in der Genauigkeit der einzelnen Schüsse gut machen.“

Der Offizier sollte ebenfalls mit dem Gewehr ausgerüstet sein, denn im Gefecht kann er unmöglich den leergeschossenen Revolver wieder nachladen. Doch wird er immer Gelegenheit finden, ein herrenloses Gewehr aufzunehmen.

Zusammenfassend sagt Solowiew: Der heutige Infanteriekampf zeigt folgende Besonderheiten:

1. Die Einheiten werden von Anfang an als Ganzes in die Schützenlinie geworfen,

2. Die kleinen Unterstützungen und Reserven sind verschwunden,

3. Es herrscht die Tendenz, von Anbeginn die grösste Feuerkraft herzustellen,

4. Die Schützenlinie rückt nur laufend vor; die Schützen gehen gebückt, oft kriechend und, wenn das Feuer gar zu heftig wird, sprungweise vor.

5. In der Zone des heftigsten und wirksamsten feindlichen Feuers wird die indianische Eienkolonne mit einem bestimmten Abstand zwischen den Leuten angewendet,

6. Es ist ausserordentlich schwierig, die Feuerleitung aufrecht zu erhalten. Sie verlangt eine äusserst sorgfältige Friedensausbildung und die Erziehung einer eisernen Disziplin,

7. Das Infanteriefeuer hat sich zu einer unglaublichen Macht entwickelt,

8. Der Munitionsverbrauch ist ganz gewaltig gestiegen, weshalb der Nachschub beständig in Tätigkeit sein muss und es nötig ist, dass die Regimenter in fortwährender Verbindung stehen müssen mit den Munitionsstaffeln der Artillerieparks (die in Russland den Infanterieschiessbedarf nachführen),

9. Die Gewehre nutzen sich sehr rasch ab; sie müssen also häufig ersetzt werden,

10. Der Infanteriekampf ist äusserst blutig, verlustreich und langwierig geworden und kann erst zur Entscheidung führen, wenn die nachrückenden Massen zum Vorstoss gelangen.“

Der letzte Punkt gibt nun den Anlass, das hohe Lied vom Bajonett zu singen, das in den Leitspruch ausklingt: Es handelt sich stets darum, mit dem Bajonett den Stoss auszuführen und die Sache zum Austrag zu bringen. Er bringt diesbezüglich eine Anzahl Beispiele, die aber weiter nichts beweisen, als dass die Russen sich auch in diesem Krieg wiederum blindwütend, wie es in Dragomiroff's „Leitfaden“ auf jeder Seite zu lesen steht, auf den Feind gestürzt und — entsetzliche Verluste erlitten haben.

Einige interessante Einzelheiten bringt der zweite Teil der Arbeit, der von den moralischen Werten handelt.

Für den Offizier gibt er u. a. folgende Ratschläge: Es ist ausserordentlich wichtig, dass jeder Führer sich bei Beginn des Kampfes vollständig in der Gewalt habe. Hundert Soldatenaugen wachen über das „Debut“ und die Kameraden beobachten scharf das Verhalten des „Neulings“. Die Gemeinen geben ihm sofort eine Note, nach der sie die Eignung ihres Kommandanten weiterhin beurteilen. Andererseits absorbiert die Neuheit der Eindrücke den Geist und lässt das Angstgefühl, das jeden beschleicht, nicht aufkommen. Das Gewehrfeuer macht einen gewaltigen Eindruck: die Luft scheint geradezu

mit Geschossen erfüllt zu sein; ihr klägliches Geheul erschallt gleichzeitig in der Höhe, in der Tiefe, auf allen Seiten.

Vom ersten Schuss hinweg geht der Schwerpunkt des Ganzen auf den Offizier über. Jetzt zeigt sich sein Wert, aber auch die ungeheure Verantwortung, die auf ihm lastet. Je mühseliger das Ringen wird, je erbitterter der Kampf, je beträchtlicher die Verluste, je mehr die Ermüdung und die Nervenabspannung überhand nehmen, umso grossartiger und wichtiger wird die Rolle, die der Offizier zu spielen hat. Der Erfolg der Tätigkeit seiner 200 Mann hängt vollständig vom Kompagniekommandanten ab. Man könnte den ostasiatischen Krieg am besten den Krieg der Kompagniekommandanten nennen. Jeder Augenzeuge der Kämpfe wird das zugestehen müssen. Die Soldaten beobachten ihren Führer unablässig und aufmerksam. Von seiner Haltung, seiner Entschlossenheit, Festigkeit und persönlichen Tapferkeit hängen alle die 200 Existenzen ab. Nach seinem Verhalten beurteilen sie die Lage, die Grösse der Gefahr, den Erfolg und den Misserfolg. Die Autorität des Offiziers kann sehr hoch ansteigen, aber auch sehr tief fallen. Das Verhängnisvollste ist, Abspannung oder Kleinmut zu zeigen; sofort geht das Gefühl der Verzagtheit auf die Mannschaft über, die Truppe gleitet ihm aus der Hand und das Unheil ist da.

Im Kampfe muss der Offizier mehr als irgendwo der Chef sein und die Mannszucht eisern. Nirgends spielt die Disziplin eine grössere Rolle wie im Gefecht. Wehe der Truppe, der sie im Frieden nicht bis ins innerste Mark hineingedrungen, der sie nicht in Fleisch und Blut übergegangen ist! Im Kriege wird sie diesen Mangel teuer bezahlen.

Ich habe beobachtet, dass in den schwierigsten Augenblicken ein energischer Ausruf bzw. Zuruf in entsprechendem, bestimmtem Tone auf die Leute wunderbar beruhigend einwirkt. Ebenso ist es empfehlenswert, hin und wieder eine dienstliche Bemerkung anzubringen: „Warum sind in dem und dem Zuge die Visiere nicht gestellt worden? Zugführer, sorgen Sie sofort dafür, dass das geschieht.“ Weil der Führer zürnt, die Vergesslichkeit bemerkt, geht alles gut und es ist kein Unheil zu befürchten. Die Leute werden ruhig, vergessen das Pfeifen der Geschosse, stellen sorgfältig die Visiere, schlagen richtig an und zielen wieder.

Der Wechsel, der sich häufig genug im Offizierskorps der Einheiten vollzieht und der Ersatz der Leute übt naturgemäss auf die Moral der Truppen keinen günstigen Einfluss aus. Nach dem Sturme auf den Tunyulinpass am 12. Oktober 1905 blieben dem 34. sibirischen Schützen-

regiment nur zwei Offiziere, nach dem Gefecht von Sandepu, trotzdem sie wieder ersetzt worden waren, vier oder fünf; bei Liaojang verlor das Regiment 40 %, bei Sandepu 75 % seines Bestandes.

Bei solchen Verlusten fliessen Offiziere und Mannschaft beständig ab und zu und kommen nicht dazu, sich gegenseitig kennen zu lernen. So muss denn der Offizier jede Gelegenheit, jede Pause in den Operationen benutzen, um mit seinen Untergebenen bekannt zu werden und dafür zu sorgen, dass sie seine Intentionen kennen lernen; allein der nächste Kampf ändert neuerdings die Zusammensetzung der Einheit — das reinste Kaleidoskop. Die unausbleibliche Folge der ewigen Mutationen ist die, dass das enge organische Band, das die Untereinheiten der Kompagnie verknüpfen sollte, zerrissen wird. Aus diesem Grunde sollte man unbedingt im Frieden die Kadresbestände stärker als absolut notwendig halten, damit selbst nach bedeutenden Verlusten in den Reihen immer noch eine Anzahl Leute bleiben würde, die gewissermassen das Knochengerüst einer neuen Einheit darstellten.

Zum Schlusse bringt Solowieff einige Eigentümlichkeiten zur Sprache, die den russischen Soldaten und den Japaner betreffen. Dass dabei natürlich die letzteren nicht gerade glimpflich behandelt werden, liegt in der Natur des russischen Gewährsmannes. Nur ein kleiner Zug. Wir lesen: „Die Japaner lieben die Anwendung der List. Viele unter ihnen sprechen ganz gut russisch und benutzen ihre Kenntnisse in höchst schlauder Weise. Allerdings wird ein aufmerksamer Beobachter mit feinem und geübtem Ohr bald die japanische Aussprache herausfinden, die z. B. kein r kennt, allein es besitzen nicht alle Japaner diesen Sprachfehler und Misstrauen und Vorsicht sind stets angezeigt. So suchten sie oft die jungen Truppen irrezuführen: sie fragten die Schildwachen aus, lockten die Feldwachkommandanten in Hinterhalte, suchten, als Chinesen verkleidet, die Gespräche der Offiziere zu belauschen, lenkten in der Nacht durch falsche Kommandos Truppen von ihrer Aufgabe ab. Am Tunyulinpass z. B. hörte man aus der zweiten Jägergrabenkette, als die erste bereits genommen war, deutlich rufen: Brüder, das sind von unseren Leuten!, worauf meine Kompagnie stutzte; allein ein Unteroffizier, der dem Kompagniekommandanten folgte, rief: Glaubt es ihnen nicht, Brüder, es sind Japaner! und stürzte wie ein Pfeil vorwärts. Immerhin kostete uns der kurze Augenblick des Zauderns zwei verwundete Offiziere und etwa zehn Mann, da die Japaner sofort eine Salve abgaben. . .“

So wären noch einige merkwürdige Vorkommnisse zu erwähnen, doch für uns handelt es sich

ja um anderes: wir wollten nachsehen, ob uns die Kriegserlebnisse des russischen Hauptmanns Lehren auch für unsere Verhältnisse liefern könnten und das ist, glaube ich, der Fall.

Es sei besonders hingewiesen auf die Angaben über die Eigentümlichkeit des Infanteriegefechtes, die Bedeutung des Entfernungsschätzens, die Pfeifensignale, die die neue Schiessvorschrift verpönt, den Munitionsverbrauch und -ersatz, der ein Sorgenkind ohnegleichen ist und die Bemerkungen über den Offizier als Führer, sowie die Erziehung des einzelnen Mannes. Jedenfalls liegt in den Ausführungen Solowieff's reichlich Stoff zum Nachdenken. M.

Die Verwertung der Lehren des russisch-japanischen Krieges in der englischen Armee.

Die englische Armee schickt sich an, die Lehren des russisch-japanischen Krieges zu verwerten. Für das Armeekorps im Lager von Aldershot wurden soeben für seine feldmässige Ausbildung wichtige Direktiven gegeben. In diesen Direktiven legt unter anderem der Chef-Ingenieur des Armeekorps, Oberst P. T. Buston, auf Veranlassung General Frenchs dar, wie die japanische Infanterie ihre berühmten Angriffe ausführte, und die Truppen in Aldershot sollen nunmehr das Verfahren der vollkommenen Deckungsherstellung im Gelände, das die Japaner beim Vorgehen zum Angriff anwandten, erproben und sich aneignen. Der betreffende Teil der Direktive besagt: „Die Hauptlehren, die aus dem Studium der Kämpfe während des russisch-japanischen Krieges für die Infanterie hervorgehen, ergeben in erster Linie, dass jeder Infanterist mit dem Spaten ausgerüstet sein muss, dann aber, dass er im Gebrauch des Spatens ebenso geschult sein muss, wie in dem des Gewehrs, und ihn mit derselben Sorgfalt behandelt, und drittens, dass jede eingenommene Position verschanzt und mit Hindernissen versehen werden muss. Künftig ist die Tätigkeit des Infanteristen in die der Offensive und der Defensive zu gliedern. Die Offensive, bemerkt Oberst Buston, hat die englische Infanterie bisher nie richtig durchgeführt, und vielleicht ist der folgende Auszug aus General Kuropatkins Instruktionen für die russischen Truppen, geeignet, das zu verdeutlichen. Er sagt von der japanischen Infanterie: „Sie rückt in weit ausgedehnten Linien vor. Die Feuerlinie geht abwechselnd in kurzen Sprüngen vor, wirft sich dann nieder und beginnt sich einzugraben. Ungeachtet unseres ausserordentlich heftigen Feuers, dringt sie abwechselnd weiter vor, verlässt ihre halbfertigen Schützengräben

und beginnt neue auszuheben. Die Unterstützungen gehen dann abwechselnd vor, besetzen die ersten Schützengräben und vollenden sie. Wenn die Feuerlinie von der zweiten Linie der Schützengräben vorgeht, wird diese von den Unterstützungen besetzt, während die Reserven in die erste der Schützengräben vorrücken. Derart setzt sich das Vordringen in aufeinanderfolgenden Sprüngen fort. Hieraus geht hervor, dass der Infanterist in der Feuerlinie nach eigener Initiative hinsichtlich der Stelle, wo er sich eingräbt, zu handeln hat. Voraussichtlich wird er nach einer Stelle unmittelbar vor ihm vorlaufen, wo die Konfiguration des Geländes ihm einige, wenn auch geringe Deckung bietet, und diese dann mit seinem Spaten verbessern, und wenn er Deckung gewonnen hat, sich nach seinem Nachbar nach beiden Seiten umsehen, und dann einen weiteren Sprung in eine andere Position ausführen. Dabei ist zu erwägen, ob das Gelände sehr offen ist, und der Deckung gegenüber der anzugreifenden Position entbehrt, und ob, wo der Boden geeignet ist, die Artillerie nicht imstande ist, dadurch wertvolle Unterstützung zu gewähren, dass ihre Haubitzen mit ihren Geschossen Linien von Granatlöchern etwa 50 m von einander, zwischen den Angreifern und der anzugreifenden Stellung herstellen. Denn diese Linien von Granatlöchern würden manchen Schützen Deckung beim Vorgehen und Ausgangspunkte für die Anlage ihrer Linien von Schützengräben gewähren.“ Wir bemerken hierzu, dass dies Verfahren sehr künstlich und höchstens bei stark ansteigendem Gelände ausführbar erscheint.

Die Defensive, fährt Oberst Buston fort, ist die Tätigkeit, die dem Infanteristen obliegt, wenn eine Stellung eingenommen ist, und in diesem Fall wird seine Tätigkeit durch den kommandierenden Offizier bestimmt und bildet einen Teil des allgemeinen Planes. Dabei ist dafür zu sorgen, dass die Schützeneinschnitte und Befestigungsanlagen so angelegt sind, dass sie der allgemeinen Konfiguration des Geländes entsprechen. Am Yalu waren die russischen Schützengräben weithin sichtbar und schlecht plazierte und infolge dessen von geringem Werte. Die Russen lernten jedoch aus der Erfahrung und bei Shoushanpu und Liaoyang erstreckten sich ihre Schützengräben stufenweise an den Abhängen der Höhen und waren sorgfältig durch Rasen verborgen, sodass sie so unsichtbar wie möglich waren. Beim Einnehmen einer Stellung genügt es nicht, die gewöhnlichen Deckungsgräben auszuwerfen, wie dies die Russen bei Penlik und Yushulin taten, wo sie 48 Stunden Zeit zum Verschanzen hatten, und während derselben eine sehr starke Position zu schaffen vermochten, sich jedoch